

sondern die Welt, das Leben»

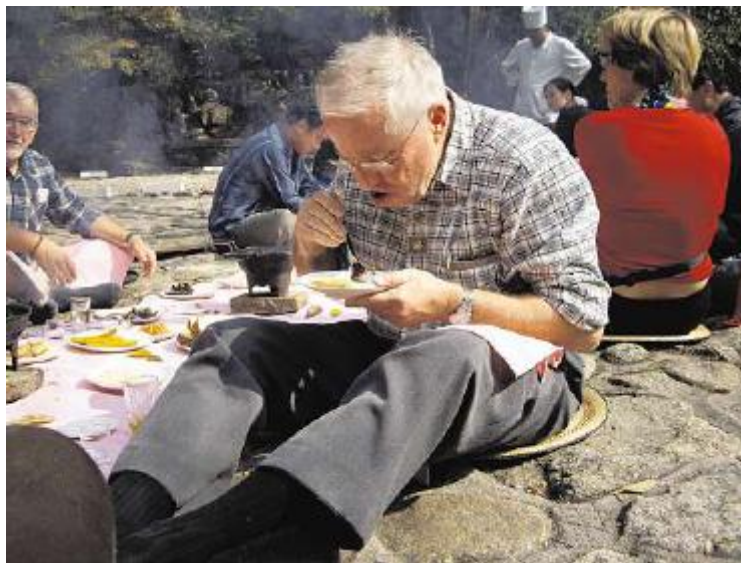
Jahr plant er eine Reise nach Eritrea. Was sucht der alt Bundesrat in den Krisenregionen der Welt?



«Ich kenne die Welt sehr gut und auch die Menschen.» Christoph Blocher und Tochter Rahel (rechts aussen) in einer usbekischen Frauengruppe 2014. Fotos Privatarchiv



«Aufschwung dank Blasmusik!» Blocher an der Demarkationslinie zwischen Nord- und Südkorea – hier auf der nordkoreanischen Seite.



«Die Nordkoreaner denken, wir seien die armen Cheiben.» Picknick während den Wanderferien in Nordkorea 2009.



«Blogger – Blogger: Ein Industrieller, der investiert!» In China wurde der Unternehmer 1984 frenetisch empfangen. Hier die Familie Blocher vor der ersten Fabrik in Xinhui (v. l. n. r.): Christoph Blocher, Tochter Miriam, Frau Silvia Blocher, die Töchter Rahel und Magdalena sowie Sohn Markus.

Runden kommen und er wird es auch auf seine Weise.

Sie sagen, es sei ein Mentalitätsproblem.

Der Industrielle rechnet, organisiert, kontrolliert, korrigiert, der Afrikaner ist anders. Ich hatte auch die Illusion gehabt, ich könne Afrika helfen: Ich habe in jungen Jahren in Ghana ein Spital und eine Hebammenschule auf eigene Rechnung gebaut. Als Geschenk für die Basler Mission. Meine Schwester Sophie hat die Insti-

tution als «Ärztin» geleitet, sie hatte ein gutes Konzept. Jetzt müssen Sie aber die Mentalität sehen: Zuerst musste man damals den Leuten mal erklären, dass sie die Kinder, die bei Vollmond geboren werden, nicht töten sollen. Was damals so war. Bis Sie den Leuten den Aberglauben ausgetrieben haben, brauchte es viel Zeit und Ausdauer.

Das heisst, das Spital ist gescheitert. Das nicht gerade. Ich weiss nicht, wie es heute steht. Es ist nicht so

einfach: Erstens: In Afrika kommt ein Patient nie allein. Er hat seine ganze Familie dabei. Sie müssen also die ganze Familie unterbringen im Spital. Zweitens – das erzählte mir die Schwester – wenn es anfängt zu regnen, dann legen sich alle Helfer, Schwerstern, Assistenten – alle – hin und schlafen. Auch wenn sie am Operieren sind und der Patient auf dem Tisch liegt: Regenzeit ist Schlafenszeit. Wenn der Regen kommt, schlafen die Afrikaner.

Wieso das?

Ja, wieso das? Das ist häufig bei Naturvölkern. Sie finden, wir seien komische Menschen, weil wir bei Regen nicht gleich einschlafen. Andere Länder – andere Sitten.

Aber bitte, Sie erzählen da von einem Dorf in Ghana. Solcherlei lässt sich doch nicht auf einen ganzen Kontinent übertragen.

Natürlich gibt es Unterschiede. Ich erzähle jetzt meine Erlebnisse! Bei Vollmond habe ich mal erlebt, wie die

Leute die ganze Nacht wie wild mit Trommeln umhergezogen sind – ich fand das ja schön, zum Zuschauen wunderbar. Aber wollen Sie mit diesen Trommlern eine moderne Chemiefabrik bauen?

Sie waren ja auch in Südafrika, während der Apartheid.

Ja, eine Masse Schwarzer aus dem Norden kam damals ins Land. Die Weissen haben alles unternommen, um diese einzugliedern, haben jedem 5000 Stutz gegeben, um ein Häuschen zu bauen. Was haben die meisten gemacht? Sie haben das Geld in wunderbare farbige Gewänder und in amerikanische Autos investiert. Da sagten die Weissen: Das geht nicht – und haben ihnen selbst Häuschen gebaut. Die Schwarzen haben sie abgebrochen, das Baumaterial verkauft und zogen zum Wohnen in die Slums. Man sollte unsere Massstäbe nicht stets von anderen verlangen!

Sie klingen ziemlich desillusioniert.

Sagen wir es so: Ein Spital würde ich nicht mehr bauen. Ich liess damals sogar Ärzte auf meine Kosten an der Uni Zürich ausbilden. Aber keiner ist nach Ghana zurückgekehrt, obwohl sie vertraglich verpflichtet waren. Sie sind geblieben, haben Europäerinnen geheiratet und Vorträge gehalten über Afrika.

Es heisst gemeinhin: Reisen öffnet den Geist. Stimmt das, oder kann sich der Geist auch zu Hause öffnen?

Der Philosoph Immanuel Kant kam meines Wissens nie über Königsberg hinaus. Hatte er keinen Geist?

«Regenzeit ist Schlafenszeit. Wenn der Regen kommt, schlafen die Afrikaner.»

Er war immerhin mal Wanderlehrer.

Gross kam er jedenfalls nicht rum. Er war vor allem in Königsberg in seinem Studierzimmer, das dreissig Meter lang war. Er arbeitete in einer Ecke, und was er brauchte – einen Zettel, ein Notizbuch –, legte er in die andere Ecke, damit er sich wenigstens ein bisschen bewegte.

Was ist der Witz am Reisen, wenn man geradeso gut zu Hause bleiben kann?

Die meisten Leute erleben die Ferien, indem sie später vom Hotel erzählen, vom Reservieren des Badetuchplatzes, geniessen das Essen und die Glaces. Schön, wenn sie das geniessen. Ich habe nichts dagegen, aber ob das den Geist öffnet? Da lüftet eine Bergtour den Kopf wohl besser durch. Wer sich aber richtig interessiert für Menschen und Geschichten, dem bringt reisen viel. Ich kenne die Welt sehr gut und auch die Menschen.

Was gehört zum Beeindruckendsten, was Sie gesehen haben?

China, Anfang 80er-Jahre. Das war dunkelste, kommunistische Herrschaft. Die Menschen innerlich geschädigt. Aber die Landschaft war unglaublich schön. Mittlerweile ist sie in entwickelten Gebieten weitgehend nicht mehr da, weil modernisiert. Dann kamen die Wolkenkratzer, die Autobahnen.

Sie klingen ob des Fortschritts ja schon beinahe wehmütig.

Natürlich. Die tiefe Erkenntnis ist: Wer lebt, der tötet immer, jeden Tag. Wenn wir uns hinsetzen und essen, töten wir einen Salat, eine Kartoffel. Das Lebensprinzip ist die Vernichtung von etwas anderem. Aber, genau genommen, Vernichtung gibt es auch wieder nicht. Nichts kann verloren gehen. Alles wird nur umgewandelt.

Muss einen diese Erkenntnis nicht gerade zum Fortschrittsfeind machen?

Nein, weil nur Fortschritt Wohlstand bringt. Und wer will keinen Wohlstand? Wenn ich in der Schweiz Freizeit habe, dann gehe ich gerne dorthin, wo es keine Menschen hat: in die abgelegenen Berge. Je weniger Menschen, desto schöner, weil niemand da ist, der die Dinge kaputt macht. Aber den Menschen Einsamkeit als Lebensziel propagieren? Nein.